

Robert Kaltenbrunner

Stadt und Zeitgeist

Lampugnani streitbarer Blick auf die Planbarkeit unserer Umwelt

Befragt nach dem Zukunfts- und Risikopotenzial der Stadt, erwiderte der Soziologe Ulrich Beck einmal, das klänge doch sehr »nach homöopathisch dosiertem Antiurbanismus, sozialdemokratischem Neo-Spenglerismus, nach Weltuntergang plus Rentenvorsorge«. Dass heute Stadtentwicklung immer mehr zwischen Schadensbegrenzung und Resignation versandet, dass das Ideal der »europäischen Stadt« und die Vorstellungswelt des »Flaneurs« wenig gemein haben mit dem, was die großstädtische Wirklichkeit bestimmt, mag zwar eine stichhaltige Beobachtung sein. Aber ganz so sarkastisch muss nicht sein, wen stört, dass die Diskussion von Zaghaftigkeit und mangelnder Konsistenz geprägt ist.

Dass es Vittorio Magnago Lampugnani ganz entschieden um eine geistig-gedankliche Vorstellung dessen geht, was *Stadt* in Zeiten ökonomischer und gesellschaftlicher Umbrüche sein könnte, kann man indes nicht bestreiten. Geboren 1951 in Rom, gilt er als einer der internationalen bedeutendsten Städtebautheoretiker; er war u.a. Direktor des Deutschen Architektur museums in Frankfurt a.M. (DAM) und Herausgeber der Architekturzeitschrift *domus*. Augenscheinlich ist er kein Freund des technokratischen Ordnungsdenkens der Moderne (allerdings scheint ihm auch das Faktische lebensweltlicher Komplexität zu widerstreben).

Mit bemerkenswerter publizistischer Kraft wendet er sich gegen eine Stadtentwicklung, »die keiner gewollt und auch keiner gemacht haben will: kein Politiker, kein Verwalter, kein Bauherr, kein Architekt«. Wobei es ihm nicht bloß um Architektur und Urbanismus geht, sondern um eine wünschenswerte Perspektive für


Robert Kaltenbrunner

(*1960) ist in leitender Funktion beim Bundesinstitut für Bau-, Stadt und Raumforschung (Bonn u. Berlin) sowie als freier Publizist tätig.

robert.kaltenbrunner@BBR.Bund.de

unsere Umwelt insgesamt. Und nicht zuletzt formuliert er eine kulturpolitische Position.

Modernistische Planungsexzesse

Vermutlich ist eine solche unverzichtbar, wenn man sich ins Dickicht der zeitgenössischen Urbanitätsdiskurse begibt. Mit der Charta von Athen avancierte bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Paradigma der funktionalen Trennung zum Leitbild des Städtebaus. Generationen fortschrittsgläubiger Stadtplaner zerlegen seither gewachsene Städte mit brachialer Gewalt in ein zusammenhangloses Nebeneinander aus Arbeit, Wohnen, Konsum und Freizeit, zerschnitten von einem Netz aus Schnellstraßen und Stadtautobahnen. Modernistische Planungsexzesse, denen historische Stadtviertel, intakte Nachbarschaften und gemischte Nutzungsstrukturen zum Opfer fallen. Dagegen schreibt Lampugnani seit Jahrzehnten an.

Unlängst hat der an der ETH Zürich lehrende Architekturhistoriker nun ein *Opus magnum*, zugleich die Synthese seiner wichtigsten Arbeiten, vorgelegt (*Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes*). Ausführlich, schön illustriert und fein gedruckt, dokumentiert er

die einander verdrängenden, sich wechselseitig überlagernden Absichten, Moden und Ethiken urbanistischer Intervention im 20. Jahrhundert: Le Corbusiers berühmter-berühmter »Plan Voisin« aus den 20er Jahren etwa, mittels dessen er Paris so signalhaft wie brachial umstrukturieren wollte, steht längst eine neue Wertschätzung der Gründerzeit entgegen. Und was einst als italienischer Futurismus oder als russischer Konstruktivismus ach so ambitioniert begann, ist nun Retroformen des amerikanischen »New Urbanism« gewichen.

Gleich eingangs verdeutlicht Lampugnani das aus seiner Sicht zentrale Problem: Die Stadt als physische Erscheinung, als Stück gestalteter Umwelt, sei bedroht. Ihre Behandlung habe »sich in falsch verstandenem Spezialisierungswahn aufgesplittet in Stadtplanung und Architektur. Die Erstere hat sich auf die Analyse der Zustände, auf die Erfüllung der Verkehrsanforderungen und die Ausweisung der Nutzungsflächen konzentriert, ohne dafür räumliche oder gar ästhetische Vorstellungen zu entwickeln. Die Letztere ist in die Lücke gesprungen und hat begonnen, nicht nur einzelne Bauwerke, sondern ganze Ensembles zu gestalten, hat dabei allerdings oft die Analyse der Bedingungen vernachlässigt.«

Dabei – und sehr zu Recht – ist Städtebau für ihn weniger ein genialer Wurf als vielmehr das geduldige Aufbauen auf Grundlagen, die teilweise bestehen und teilweise geschaffen werden müssen. Und dass sich hinter jener poetischen Formulierung, die besagt, dass die öffentlichen Räume das Gedächtnis der Stadt formen, ein über die Jahrhunderte ausgebildetes westliches Stadtverständnis verbirgt, welches von der Prägekraft von Raumfiguren auf stadtesellschaftliche Wirklichkeit ausgeht: Auch das ist zunächst einmal ein einleuchtender Ausgangspunkt für die Untersuchung. Trotz eines Umfangs von gut 900 Seiten wäre es eine Illusion, eine Art Voll-

ständigkeit zur Stadtgeschichte des letzten Jahrhunderts zu erwarten. Darum geht es Lampugnani auch gar nicht. Und weil die Einzelergebnisse so unterschiedlich sind wie die untersuchten Strukturen – ausgeführt oder Papier geblieben, schulbildend oder isoliert –, gliedert er die beiden Bände in 28 Kapitel. Sie stellen recht eigenständige Essays dar, in denen wiederum charakteristische Erscheinungsformen des Städtischen destilliert werden. Und sie offenbaren, dass der Autor ein scharfes Auge hat für die geistigen Voraussetzungen – etwa die Entwicklung der Postmoderne aus den provozierenden Betrachtungen von Robert Venturi über Las Vegas aus den frühen 70er Jahren. Die Geschichte von Architektur und Städtebau seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erweist sich konsequenterweise nicht als lineare Entwicklung vom Historismus zur Moderne und (hybrider) Zeitgenossenschaft, sondern als ein Nach- und Nebeneinander ganz unterschiedlicher Ausformungen und Konzepte.

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die Geschichte beim englischen Parlamentsstenographen Ebenezer Howard beginnt. Er wollte sowohl die soziale Frage mittels sozialreformerischer Maßnahmen entschärfen, als auch durch die Gründung von sogenannten »Garden Cities« ein Gegengewicht zum damals schrankenlosen Wachstum der Großstädte schaffen. Nicht die Suche nach einem architektonisch gefassten Ideal ist das Charakteristische seines Konzepts, sondern das planmäßige Angehen realer Missstände in großem Maßstab.

Wenngleich seine Ideen nur in verkümmertester Form umgesetzt wurden, hatten sie mittelbar doch einen durchschlagenden Erfolg. Der Londoner Vorort Letchworth von 1905, ein paar Jahre später auch Hampstead Garden Suburb, beide von Barry Parker und Raymond Unwin projektiert, belegen dies ebenso wie zeitlich parallele deutsche Entwicklungen, die spä-

ter dann einmündeten in die berühmten Siedlungen der Weimarer Republik – hier sei nur an Ernst May in Frankfurt und Bruno Taut in Berlin erinnert.

Ideal der europäischen Stadt

All dem Dargebotenen unterliegt, gleichsam als Subtext, das Ideal der europäischen Stadt. Folgerichtig sieht der Autor seine Aufgabe – ja seine Berufung – gewissermaßen darin, die mitunter großen, häufig eher großspurigen urbanen Visionen, die doch dieses 20. Jahrhundert geprägt haben, zu hinterleuchten. Auch wenn er die großformatigen Hausagglomerate, welche Hans Scharoun 1957 für den Hauptstadt-Wettbewerb Berlin zwischen seine Stadtautobahnen streute, als »Chiffren des positiven Bildes einer Weltstadt, die im Zeichen der Mobilität, der Wirtschaftlichkeit und der neuen organischen Ästhetik entstehen sollte«, recht freundlich interpretiert: Er gibt mitnichten den Zukunftsenthusiasten, vielmehr zieht er sich auf die Rolle des Beobachters und verhaltenen Mahners zurück.

Mag er auch vordergründig viel interpretatives Verständnis für die wie auch immer utopischen Aufbrüche äußern, so bleibt seine subtile Distanzierung doch stets fühlbar. Kein Wunder, dass jener stadtgestalterische Stempel, den etwa Joze Plecnik der k.u.k.-Provinzmetropole Laibach, dem heutigen Ljubljana, aufdrücken konnte, besser weg kommt als Frank Lloyd Wrights »Broadacre City« aus den 30er Jahren, dieser Apotheose einer autogerechten, auf individuellen Hausparzellen gründenden Siedlungsweise, die die bestehenden Städte auf einem regionalen, landwirtschaftlich bestimmten Raster umdisponiert.

Natürlich rücken auch die neuen Hauptstädte in den Fokus: Dhaka in Bangladesh, eindrucksvoll Gestalt geworden in den Bebauungsplänen des in Estland geborenen Amerikaners Louis Kahn. Luigi Costas und

Oscar Niemeyers Brasilia, jener im Luftbild an einen Vogel mit offenen Schwingen erinnernden, gleichsam mitten im Nichts entstandenen Baustruktur. Aber auch Le Corbusiers Entwurf für Chandigarh, der Kapitale des indischen Punjab: Aller Unterschiedlichkeit der Orte zum Trotz sind sie geprägt vom Glauben an die Kraft der unmittelbar sichtbaren Ordnung – und vom schönen Traum, dass harmonisch entworfene Städte auch harmonische Gesellschaften hervorbringen würden. Doch so gut wie nichts wird gesagt darüber, wie es sich darin lebt, wie die neuen Gebilde sich im Alltag behaupten. Wie überhaupt nur sehr wenige Beispiele die nicht-westliche Welt behandeln; und wenn, dann dienen sie hauptsächlich als Alibi für europäische Geistesgeschichte oder als Schaufenster okzidentaler Kultur.

Was zudem außer Betracht bleibt, das ist die Frage der ›Produktion von Stadt‹ – also das diffizile Zusammenwirken zwischen Planung und Materialisierung im Prozess der Urbanisierung, die Interaktion von privaten Unternehmern und öffentlicher Hand, von Investitionen und Interventionen, der Ausgleich von Profit, Effizienz und sozialer Gerechtigkeit, der für die europäische Stadt zu einem so zentralen Thema wurde. Stattdessen scheint jene Interpretation, die Lampugnani für den renommierten italienischen Architekten und Theoretiker Aldo Rossi wählt, auch für ihn selbst zu stehen: »Hier spricht jemand, für den Architektur eine Leidenschaft ist; der sie nicht abstrakt zu betrachten vermag, sondern für den sie untrennbar mit dem Schicksal der Menschen verknüpft ist.«

Auch der latente Versuch, Architektur systematisch mit Stadt zu synonymisieren, ist hier schon angelegt. Damit aber fehlt etwas sehr Grundsätzliches. All diese großen urbanen Pläne möchten die Zukunft in den Griff nehmen, sie wollen den Zufall eliminieren und einen idealen Zustand erreichen. Was aber, wenn die Zukunft eine

spontane Ordnung ist – oder, um es mit dem schottische Aufklärer Adam Ferguson zu sagen »Ergebnis menschlichen Handelns, nicht menschlichen Entwurfs«. Mag sich die von ihm kompilierte Stadtbau-Historiografie im Wesentlichen auch als eine Geschichte des Scheiterns erweisen, so stellt sich Lampugnani solche Fragen lieber nicht.

Zumal als Leitlinie aller Stadtentwicklung – realiter, doch unausgesprochen – noch immer die einst von Hans Oswald geäußerte Ansicht gelten dürfte: »Die moderne Stadt soll funktionieren. Es genügt nicht zu sagen, kein Rauch, kein Gas, kein Lärm, kein Verkehr mehr, wenn Rauch, Gas, Lärm, Verkehr zum Funktionieren notwendig sind.« Und die Fokussierung auf »große Visionen« ist schon deshalb problematisch, weil die Probleme der vorhandenen Stadt tendenziell unterbelichtet bleiben. Mitnichten ist es so, dass waghalsige Interventionen stets das probate Mittel wären, mit etwaigen baulichen Tragödien oder simplen Mittelmäßigkeiten der vorhandenen City umzugehen. Dem imagegesteuerten Architekturbetrieb muss vielmehr eine Haltung abgetrotzt werden, die

eher als bedächtig, sensibel, ortsbezogen und respektvoll benannt werden muss.

Allein, damit ist es nicht weit her. Und offenbar will es selbst einem Lampugnani nicht gelingen, alten Reflexen zu entkommen. Schon Descartes wetterte in seinem *Discours de al méthode* gegen die alten Städte, ihre zufälligen Palimpseste und ihre treibguthafte Anmutung. Als Gegenbild führte er die »regelmäßigen Anlagen« an, die »ein Ingenieur frei entwerfend in eine Ebene zeichnet« – ein Ideal, das zum Mantra westlicher Stadtplanung und Entwurfsmethodik wurde. Freilich aber sind unsere urbanen und siedlungsstrukturellen Probleme nicht gottgegeben, vielmehr beruhen sie auf Nachlässigkeiten, Hybris und Denkfehlern. Wenn es also ein Fazit gibt, dann vielleicht dieses: Jedwede Planung entlarvt sich als Pseudowissenschaft, wenn sie nur von der Idee getragen wird, Städte nach abstrakten Prinzipien zu ordnen – statt aus den praktischen Erfahrungen urbanen Lebens zu lernen.

Vittorio Magnago Lampugnani: Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes. Wagenbach, Berlin 2011, 960 S., € 128,00. ■

Sergio Grassi

(Keine) Angst vor China

Wie die neue Weltmacht unsere Krise nutzt

Sergio Grassi

(* 1979) ist Mitarbeiter der FES.

sergio.grassi@fes.de



In Europa dauern die Refinanzierungsschwierigkeiten ganzer Staaten aufgrund

des Mangels an gesamteuropäischer Solidarität weiter an. Vor diesem Hintergrund werden – vor ein paar Jahren noch undenkbar – chinesische Politiker von europäischen Entscheidungsträgern hofiert, um Chinas gigantische Devisenreserven zur Stützung europäischer Krisenstaaten verwenden zu können. Nach Aussage des deutschen EU-Botschafters in China Markus Ederer könnte China die USA bereits im Jahr 2012 als Europas größten Export-